



**SALON
RAUSCH**

KURT MÜNZER

W. R. 1896

Salon Rausch

KURT MÜNZER

*Salon Rausch, Kurt Münzer
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
86450 Altenmünster, Loschberg 9
Deutschland*

ISBN: 9783988683106

*www.jazzybee-verlag.de
admin@jazzybee-verlag.de*

INHALT

<u>I</u>
<u>II</u>
<u>III</u>
<u>IV</u>
<u>V</u>
<u>VI</u>
<u>VII</u>
<u>VIII</u>
<u>IX</u>
<u>X</u>
<u>XI</u>
<u>XII</u>
<u>XIII</u>
<u>XIV</u>
<u>XV</u>
<u>XVI</u>
<u>XVII</u>
<u>XVIII</u>
<u>XIX</u>
<u>XX</u>
<u>XXI</u>
<u>XXII</u>
<u>XXIII</u>
<u>XXIV</u>
<u>XXV</u>
<u>XXVI</u>

XXVII

XXVIII

XXIX

XXX

XXXI

XXXII

XXXIII

XXXIV

XXXV

XXXVI

XXXVII

XXXVIII

XXXIX

XL

XLI

XLII

XLIII

XLIV

XLV

XLVI

XLVII

XLVIII

XLIX

I

Der Schrei war furchtbar. Ein einzelner Mensch stieß ihn aus, und die Leute hörten ihn von der Wilmersdorferstraße fast bis zur Gedächtniskirche, wo eben die Uhr Mitternacht schlug, volle, tiefe Töne, die weit in der stillen klaren Schneeluft schwangen.

Viel Leute waren unterwegs. Aus Theatern, Kinos, Bars und Restaurants. Der Kurfürstendamm lag in frisch gefallenem Schnee, die spärlichen Lampen ließen ihn wunderbar glänzen, noch war kein Aufgebot Schaufler da, ihn zusammenzukehren. Die Menschen, unverhofft von linder Frostluft umfassen, vom Duft des Schnees angeweht, gingen langsam, schlenderten, genossen die weiße Nacht nach schmutzigen, nassen, trüben Tagen.

Sie sammelten sich unweit der Uhlandstraße, vor dem Gartengitter eines der prächtigen gewaltigen Häuser mit Barockportal, weit ausladenden Balkonen und Erkern. Es war dunkel bis auf die oberste Etage. Dort waren alle Fenster erhellt, Fest, Luxus, Glück verratend. Hinter Spitzen und Seidenwolken sah man Kandelaber und Kristallgehänge blitzen. Tief unten in der Straße stehend, glaubte man Duft von üppiger Tafel, entblößten Frauen, von Wintergarten und brokatenen Salons zu spüren, man ahnte das kleine Orchester in der Diele, sah die Pelze in der Garderobe, die Diener mit silbernen Platten, die Rivierarosen, die gelb und zartrot auf glänzendem Damast welkten.

Nur drei, vier hatten bemerkt, dass oben ein Fenster sich geöffnet hatte, eine Fenstertür nach dem gerundeten Balkon, dem äußersten der Fassade. Eine stürmische Hand hatte den Tüll fortgezogen, man sah eine mattweiße Stuckdecke, von braunen Balken durchzogen. Dann trat ein

großer schlanker Mann hinaus, schnell, fast wild. Er schwang sich auf die Brüstung, die von kleinen Tannen bestanden war, hob den rechten Arm. Man hörte kaum den Schuss, aber durchdringend den grässlichen Schrei, mit dem der Selbstmörder rücklings hinabstürzte, in den Vorgarten des Hauses, einen Magnolienbaum knickend. Dumpf schlug er auf, zuckte, krümmte sich — und lag schon regungslos in dem schimmernden Schnee.

Nun sammelten sich Leute. Weit ab blieb man stehen, horchte dem Schrei nach, Autos stoppten. Erschrocken, erblasst sah man sich an. Es hatte geklungen, als hätte die Erde geschrien, als hätte die Menschheit selbst, der Qual erliegend, sich im Schrei erlöst. Jeder, der ihn hörte, fühlte sich angerufen, betroffen, verwundet. Man lief. Dem Schrei zu, der echolos verklungen war. Die Glocken der Kirche schwangen gelassen weiter, tief tönend klang die Mitternachtsstunde aus. Nichts war der Welt geschehen, nichts rührte sich im All. Die Unendlichkeit umfing die träumende Stadt mit ewiger Stille und Unversehrtheit . . .

Oben in den glänzenden Räumen hatte man abgetafelt. Am Speisesaal waren schon die Mädchen am Ordnen. Die duftlosen Rosen wurden in Körbe gefegt, die Sektreste in einen Eimer gegossen, man tat sich gütlich an Budapester Konfekt und kandierten Früchten aus Nizza. Birnen waren aus Südfrankreich gekommen, Trauben aus Brüssel, Erdbeeren aus Italien. Es hatte, im Januar, Gurkensalat gegeben und Artischocken. Man hatte Forelle gespeist und Gänseleberpastete, jungen Truthahn und Lammrücken. Man hatte Graves getrunken und Volnay, Eremitage und Lafitte. Während Erdteile erschüttert wurden von zusammenstürzenden Kapitalien, Gesellschaften, Fabriken, während das Volk nach Brot hungerte, die Erde über Schlachtfeldern bitteres Korn gab, tafelte man in diesen Sälen die Leckerbissen der Könige; kein Seufzer der Stadt drang durch die seidenbespannten Wände. Alle vergaßen den Tag, den Mitmenschen, der Wein entrückte sie selig,

die Musik trug sie höher. Die Diener, teilhaftig der Genüsse, vergaßen, woher sie kamen.

Die Fenster standen offen im Speisesaal, es wehte rein und frisch über die Tafel. Die alten Rubens- Kopien an den weißen Wänden über der roten Holztäfelung glühten in satten Farben, Frauenleiber und Früchte schwollen, aus küssenden Lippen schienen trunkene Seufzer zu schlüpfen. Wildes Getier schien von Sinnlichkeit bezwungen die Bachanten stöhnend zu umschleichen. Auf den niederen roten Büfets schimmerten die Silbergefäße. Der riesige Aubussont Teppich entfaltete ungeheure Blumen, auch er noch von der Wollust des Raumes durchsetzt. Hinter den geschlossenen Schiebetüren aus rotem Holz wogte Musik, schleiften die ersten Paare, schwirrte Unterhaltung. Ein Saxophon durchgellte quäkend die sanfte Harmonie der Geräusche, es klang wie das boshafte Lachen eines hämischen Geistes. Diese Musik machte sich über sich selbst und die, so ihr nachgaben, lustig.

Die schöne Baronin Rausch saß beim Außenminister und dem berühmten Romancier Maurice Zeller. Seit einem Jahr war er wieder zu Maurice zurückgekehrt. Es war recht schmerzlich gewesen, sechs Jahre lang einfach „Moritz“ zu sein, es hörte sich geradezu nach Galizien und Lemberg an, das er sonst so glücklich unspürbar gemacht hatte. Maurice Zeller war durchaus südfranzösischer Typ, wie man ihm komplimentierend ins Gesicht sagte. Er ließ es gelten, er hatte mit eiserner Energie ein tadelloses Französisch sich erworben, mit leicht Marseiller Anklang. Es hatte ihm im Kriege außerordentlich genützt, er war in der Pressestelle des obersten Generalstabes unentbehrlich gewesen. Krieg — du lieber Himmel! Jetzt, nach vier Jahren, war er je gewesen? Er war verschmerzt und vergessen. Zellers Bücher spielten in einer Welt, die nur in sich real war, mit den Tatsachen des Jahrhunderts aber nichts zu tun hatte. Es machte ihren Erfolg aus, dass sie

den Leser in eine phantastische, doch in sich glaubhafte und überzeugende Welt versetzten.

Maurice Zeller warb um Nina Rausch. Er hatte ihr betörende Zusicherungen gemacht. Er wollte ihr ein Buch widmen, sie sollte die Heldin eines Romanes werden, eine Heldin, die ihrem Modell zu ewigem Leben verhalf.

Aber alle Welt wusste: Baronin Rausch war unantastbar. Seit fast zwanzig Jahren in Berlin, seit mehr als zehn Mitglied der Gesellschaft, Herrin eines Hauses, in dessen Salons Politik, Finanz, Kunst ein- und ausging, war sie das Ziel manches Mannes, Ursache mancher Leidenschaft gewesen.

Seit wenigen Monaten erst ging ein Gerücht um: sie habe den Grafen Sax erhört. Es war alte Freundschaft, die den fünfzigjährigen Grafen an das Haus band. Aus einer Begegnung in Kairo, wo der Graf der Baronin einen Dienst hatte erweisen können, hatte sich engste Beziehung ergeben. Wahr ist, dass der Graf, sobald sein Dienst in Vergessenheit geraten war, um Ninas Gunst sich bemüht hatte. Nina nahm derlei nie übel, nie tragisch, sie war es gewohnt.

„Lieben Sie mich getrost,“ sagte sie zum Grafen, „das wird unserer Freundschaft Dauer und Festigkeit geben. Ich habe Sie sehr lieb, Maxim, aber eben nur das. Nicht geliebt werden, nur selber lieben verpflichtet.“

Eduard Rausch kannte Nina. Als Sechzehnjährige hatte er sie geheiratet, sie war unter seinem Blick gereift, nichts in ihrem Herzen war ihm unbekannt. Er wusste, dass er ihrer sicher war, und wusste ebenso gewiss, dass sie ihn nicht liebte. Sie war zu jung sein geworden, sie hatte ihm gehört, ehe sie ihn hatte lieben können. Besitz tötet manchmal die Liebe, aber meist verhindert er das Entstehen der Liebe.

„Liebst du mich?“ hatte er sie in den ersten Jahren oft fragen können.

Und sie hatte, wunderbar einfältig, rührend keusch geantwortet:

„Ich bin deine Frau.“

Aber jetzt argwöhnte er. Graf Sax hatte, was er nicht besaß: die hartherrische Art, die Brutalität unter der Galanterie, die Bestie in der schlanken weißen Hand. Er, Eduard Rausch, war weich bei aller Herrenhaftigkeit, sanft in der Liebe, noch im Zorn fast mild. Er sah nichts, er hörte nichts. Er fragte nie nach dem Tag seiner Frau, sie war nie gewöhnt, ihm Auskunft zu geben, wie sie ihre Zeit eingekeilt und verbracht. Aber ganz harmlos hatte einmal ein Bekannter, ganz nebenbei, zufällig beim Fortgehen aus dem Büro gesagt, dass er seine schöne Frau mittags in Potsdam gesehen habe, in Begleitung des Grafen Sax, wie sie langsam und den Herbstglanz genießend, durch das Tor von Sanssouci in den bunten verschwiegenen Park getreten sei.

Baron Rausch hatte sie nie gefragt, er hatte nie ein Wort fallen lassen. Er suchte auch nichts weiter zu erfahren. Es war nicht seine Art, zu spionieren, Geheimnisse zu erforschen — auch wenn es ihn hart traf. Er litt nur.

An diesem Abend hatte Maxim Sax zur Rechten Ninas gesessen. Sie hatten nicht viel miteinander gesprochen; aber gerade das schien dem Gatten verdächtig. Als man nach der Tafel sich in den Salons verteilte, sah er seine Frau mit dem Minister und dem Dichter.

Aber Graf Sax allein, in seiner äußersten Gepflegtheit gerade in einem Sessel sitzend, das Monokel in der unbewegten Hand, hatte seinen Platz so gewählt, dass er im Kaminspiegel des Empirezimmers Nina Rausch sehen konnte. Da saß er unbewegt und starrte zu der schönen Frau hinüber. Begegnete sie seinem Blick im Spiegel, verständigten sie sich stumm zu einem neuen Stelldichein im kleinen Potsdamer Saxschen Palais, im verschwiegenen winterlichen Park, den seine Lusthäuschen und Statuen mit

Liebesduft und dem süßen Parfüm des Verrates erfüllen? . .

In diesem Augenblick, wo Eduard Rausch hasserfüllt den schmalen weißhaarigen Kopf des Grafen umfasste, mit einem Blick, der diese Schläfen zerdrücken zu wollen sehnte, trat ein Diener leise an ihn heran und flüsterte ihm zu: ein Telegramm sei als ganz dringlich soeben gebracht worden und läge auf dem Schreibtisch des gnädigen Herrn.

Eduard warf noch einen Blick in die Salons. In Glanz und Duft saßen und standen da dreißig Menschen. Durch die geschlossenen Türen klang das Orchester in der Diele so sanft abgetönt, wie diese Räume und Menschen es verlangten. Edles Holz, Brokat, alte Samte, Bronze, Porzellan, matte Teppiche, verschleiertes Licht, dieser ganze verschwenderische Reichtum war dennoch gedämpft, von Geschmack und Kultur verhalten gemacht. Und ebenso waren die Menschen, die sich darin bewegten. Ihre letzte Eleganz wurde mit einer Nachlässigkeit getragen, die sie unsichtbar machte.

Hinten im Rokokozimmer tanzten schon einige Paare.

Die süße junge Florence Renner tanzte lächelnd, verzückt mit Ramon Salvat aus Frisco, diesem kühnen jungen Mann, der gekommen war, sich an Berlin zu berauschen. Er meinte, dass nur in besiegt, leidendem, entbehrendem Volk Taumel und Laster und Ekstase jeder Art zu finden sei. Hingegeben, sichtbar in anderer Welt, ließ Olga de Mouromtsoff sich von dem jungen Paraskopulos, dem griechischen Attaché, im Boston schieben. Ihr Mann, wie immer, arrangierte schon ein Ekarte im Erker des Musiksaales.

Dort saß Etelka Kornblum, ganz in Gelb, das Haar tiefschwarz gefärbt, kurz geschnitten, knabenhaft gescheitelt, fast zu Füßen von Lilian Fürst und flehte sie um die Sapphische Ode an. Aber die große Sängerin schüttelte den Kopf. Es ergötzte sie, die Kornblum zu reizen, zu quälen. Etelka, absichtlich barbarisch

geschminkt, grell rote Flecken auf den Wangen, wie eine Negerin, die sich weiß machen will, furchtbar anziehend in ihrer geistvollen Hässlichkeit, bog sich vor Lilian und ließ alle Register ihrer herrlichen Stimme spielen.

Da saß der Generaldirektor des Filmkonzerns Infa neben der leichtsinnigen Frau des Malers Gamp, und ihr Mann rauchte gemütlich mit Doktor Simon, der ihn verriss, mit dem Dirigentenphänomen Rudolf Hubacher und den Brüdern Immelmann, den Siegern vom letzten Avusrennen.

Alle umfasste sie Eduard Rausch mit einem Blick, die schönen Frauen, nackte Schultern, nackte Arme, gerötete Nacken unter kurzem Haar, schlanke Beine, nackter als nackt unter der glänzenden Seide: sie waren nur Bild und Dekoration. Es lebte nur ein Weib für ihn, das das seine war. Ninas blassen edlen Kopf im Auge wandte er sich ab.

Ein Telegramm lag da auf dem riesigen Tisch seines Arbeitszimmers. Es war der Gesellschaft nicht geöffnet. Der Diener, ihm die Tür öffnend, hatte es erhellte. Unsichtbares Licht tauchte das Weiß der Decke zwischen den braunen Balken in sanftes Leuchten. Kein Bild unterbrach die Teilung der Wände in Holz und goldgepresstem rotem Samt. Niedere Regale mit Büchern säumten die Rückwand. Tische mit Zeitschriften, Sessel, der Arbeitstisch waren die Möbel des Raumes. Nur auf einer Staffelei Ninas Bild. Nina, eben Mutter geworden, in erster Blüte, schmal wie in keuscher Angst, die Hände auf der Brust aufeinandergelegt, über dem Kreuz am Granatenband, sah ihn an. Kein Tag schien verflossen. Lächelte sie? Er sah erst in ihre Augen, dann auf den Schreibtisch.

Das Telegramm lag auf einem anderen Brief, einem gemeinen Papier, das seine Adresse in verstellter, gewollt gemeiner Hand trug. Es war keine Marke darauf. Wer hatte diesen Fetzen dahin gelegt?

Er nahm ihn zuerst, mit zögernden Fingern, angeekelt, er riss ihn auf, ohne das Messer zu gebrauchen, nur, um

schnell seiner ledig zu sein. Er überflog den Fetzen, der im Umschlag war, er stöhnte auf. Im nächsten Augenblick zerriss er das Papier, warf es fort, wischte sich die Hände am Frack ab. Er lachte. Es klang furchtbar. Indem er dachte: „Wer, wer hat diesen Brief hierhergelegt? Einer vom Personal? Einer von den Gästen —“ da schwankte er . . . Einer von denen, die bei ihm saßen, tranken, tanzten ... Es wusste also alle Welt . . . Oh Nina.

Er sah flehend zu dem Bild hinüber. Mechanisch hatten seine Finger die Depesche geöffnet. Sein Blick sank in sie hinab.

Eine Minute. Er las zweimal, dreimal -- dann taumelte er, fiel in den Stuhl, raffte sich wieder auf.

„Alles aus,“ sagte er.

Er sah sich um. Hatte er gesprochen? Er kannte diese Stimme nicht. Er fasste sich an. War er's?

Die Uhr auf dem Regal schlug leise, silbern elf. Die nächste Stunde war das Geheimnis eines Mannes . . .

II

Gegen zwölf suchte Oliver den Vater. Er hatte mit Gloria und Alexander Leu zusammen gesessen. Es war wunderbar, wie die drei sich verstanden. Alle dachten es ständig, sprachen es nie aus. Ebenso war, ohne dass je ein Wort gefallen wäre, allen selbstverständlich, dass die junge Gloria Rausch, noch nicht siebzehn, Alexanders Frau werden würde, des schönen Alexanders Frau, der in Berlin volontierte, vierundzwanzig alt, Liebling aller Salons, aber heimischer nur hier, wo er Gloria liebte und Oliver liebte. Freund und Frau: es schien ihn: fast zu viel.

Die Mutter war zu ihnen hinübergekommen. Lilian Fürst hatte sich endlich erweichen lassen, sie wollte also — für Etelka Kornblum! sie gönnte der Schauspielerin einen

zärtlichen Blick — sie wollte nun den Brahms singen. Der berühmte Dirigent war eben gegangen. Er pflegte in dieser Weise die Huld seiner Anwesenheit einzuschränken, dass er nach Souper und Zigarren das gastliche Haus verließ. Also sollte Alexander Leu begleiten.

„Er hätte Künstler werden können," pflegte Madame de Mouromtsoff von ihm zu sagen, „wenn Geldverdienen nicht unter der Würde eines Leu wäre. Geld verdienen mit Händearbeit! Pas le moins du monde! Die Leus lassen andere für sich arbeiten. Aber er spielt wie ein Gott."

„Oliver," sagte die Mutter, „bitte, sieh einmal, wo der Vater ist. Vor fast einer Stunde zog er sich zurück, ich sahs. Heinrich rief ihn ab."

Oliver küsste ihre Hand, niemand sah es, aber die Mutter spürte es: einen Herzschlag lang hielt er sich fest an dieser geliebten Hand, fest, als wäre alles Leben, Glück, Sinnvolle da allein zu finden. Nina lächelte ihm zu. Ihr Herz hob sich. Es war Liebe, die alles enthält und vermag. Sie konnte die Möglichkeit denken, dass ihr Mann versagte, nie, dass der Sohn nicht über alles hinweg sie liebte. Der Gatte kannte Gesetze, Sitte, Ehre über der Liebe. Aber Oliver liebte sie — und weiter gab es nichts . . .

Sie sah forschend die Tochter an, forschend den jungen Leu. Er stand so schlank, so betörend jung vor ihr. Und sie dachte nicht zuerst: „Du Schöner, Junger," sondern, „ich habe vierzig Jahre." Und von diesem Gedanken heiß aufgewühlt, sah sie mit erglühendem Blick in die klaren grauen Augen des Jünglings. Sie waren tief wie ein Bergsee, sie waren nicht weniger kalt. Mit leichtem Schauer tauchte Nina aus dem kurzen Blick herauf. Man war verloren, wenn man da versank . . . Sie lächelte abwesend, und als sie ging, schwindelte ihr.

„Was ists?" dachte sie . . . „Das Alter, der Tod haucht mich an . . ."

Aber es war die Liebe . . .

Oliver klopfte an des Vaters Tür. Nichts regte sich. Er öffnete leise. Da saß der Vater vor dem Bild der Mutter, und der Sohn rief ihn leise an.

Langsam wandte Eduard Rausch den Kopf. Sein Gesicht war so schön wie noch nie. Und Oliver, an der Tür — die Kinder hakten immer Scheu vor dem stillen, ernstesten Vater — fühlte Rührung und Entzücken in sich. Wie verklärt erschien ihm des Vaters Gesicht. „So liebt er sie!“ dachte der Junge begeistert. „Da sitzt er still vor ihrem Bild, hat sich von allem fortgeschlichen und betet sie heimlich an.“

„Mama schickt nach dir,“ flüsterte er ins Zimmer.

Es war ihm so seltsam zumute an dieser Schwelle. Kühl und fern hatte sie alle dieser Raum immer gedünkt, aber heut wehte ihn Feierliches an und Ehr- furchtgebietendes. Wie geheiligter Plan lag das Zimmer vor ihm, er glaubte, es nicht betreten zu können, und hätte ihn der Vater gerufen.

Aber der rief auch nicht. Er sah den Sohn an, er schwieg, er hob nur die Hand, winkte, nickte. Oliver schloss die Tür, leise, sacht, als schliefe da ein hohes Wesen. Es schauerte ihn an . . . Schon war der Tod im Zimmer gewesen.

Wenig später schlug die kleine französische Uhr auf dem Bücherbord Mitternacht. Sie ging fünf Minuten vor, Baron Rausch hatte sein kleines Vergnügen daran, früher zu sein als die andere Welt. Seine Pünktlichkeit hatte auch in achtundvierzig Jahren nie versagt. Er war der tadelloseste Geschäftsmann dieses problematischen Jahrzehnts gewesen, Edelmann noch im Büro. Nur die Eingeweihtesten und Klügsten wussten, dass seine Bank seit drei Monaten gefährdet war. In einer Stelle seines Intellektes Kind geblieben, vertrauende Einfalt, gläubige Kurzsichtigkeit, hatte er sich zur Verbindung mit einem nicht einwandfrei beleumundeten Manne verleiten lassen. Ihm sagte die Persönlichkeit dieses Menschen zu, eines ungebildeten Südrussen, der mit dem Genie der Inflationszeit Fabriken, Bergwerke und Gesellschaften an sich gerafft hatte. Es schwindelte ihm vor den Geschäften

dieses Mannes, es schwindelte ihm so sehr, dass er den klaren Blick verlor. Auf Treu und Glauben hin beteiligte er sich mit Wechseln und Krediten an Geschäften, von denen er nichts weiter wusste als Namen und Absicht.

Jetzt hatte ein Telegramm ihm die Augen geöffnet. Sergius Wechsler war am Morgen dieses Tages nach Paris abgereist. Er erwartete morgen ein Telegramm von dort. Stattdessen lag da die Nachricht seines Freundes Doktor von Weidmann, des Direktors der Staatsbank.

Die kleine Uhr hatte ausgeschlagen. Fein und silbernen klang es nach.

Baron Rausch stand auf, er schwankte nicht mehr. Diese Stunde angesichts der ewig jungen Nina hatte ihn stark gemacht. Er holte den Revolver aus einem Schrank und lud ihn mit sicherer Hand. Er sah sich um ...

Peinlich sauber ekelte es ihn: Blut auf Teppich und Sessel . . . Ein kleiner Schauer durchlief ihn. Mit stürmischer Hand zog er den Vorhang an der Balkontür zurück und trat hinaus, gerade als die Glocke der Gedächtniskirche weit unten Mitternacht zu schlagen begann und die Klänge durch die unbewegte kalte Luft bis zu ihm schwangen . . .

Nina plauderte mit Madame de Mouromtsov, und Lilian hatte ihre Ode gesungen. Etelka Kornblum adorierte sie, indes der Maler Gamp auf sie einsprach, der sie als Turandot malen wollte. Der junge Benjamin Fuchs hatte eine Tragödie Turandot geschrieben. Turandot, eine blutlüsterne, triebverfallene Frau, die erst den Mann liebt, der ihr den Tod gibt. Sie muss den Mörder über sich haben, um den Mann empfinden und begehren zu können. Und sie stirbt im ersten ungelöschten Wunsch. Etelka Kornblum würde diese Turandot spielen, es sollte die letzte große Premiere des Winters werden im „Theater von Morgen“, der Sensationsgründung dieser Saison.

Man gruppierte sich um die Schauspielerin, um einiges über Stück und Autor zu erfahren. Noch war Benjamin Fuchs nicht aufgeführt, noch hatte er keinen Skandal

gehabt, also verkehrte er auch noch nirgends, niemand kannte ihn. Was war seine Nuance? Monokel, kurz geschnittenes Haar, vernachlässigte Kleidung, Dandytum, Perversion? Verkniffen hörte Maurice Zeller zu. Sein letzter Roman war zu schnell verpufft. Er musste sich an einen neuen setzen.

Die leichtsinnige Helene Gamp hatte sich an den Minister herangemacht. Sie präsentierte ihm den Alabaster ihrer Schultern, den Schmelz ihrer ungemalten Lippen. Sie tat alles für ihren Mann. Sie hoffte schließlich bis zum Privatzimmer desjenigen Ministers durchzudringen, der ihrem Mann Fresken irgendeines staatlichen Hauses übertragen könnte, Wandmalereien ungemessenen Umfangs, von denen ihr Conny träumte.

Gloria stand in einer Ecke mit Oliver. Der Bruder erzählte ihr, wie seltsam der Vater gewesen sei, wie unheimlich ihn der wohlbekannt Raum, fremd, feindlich angeatmet habe. Gloria beobachtete Alexander Leu, der mit der schönen und unvorsichtigen Florence Ramer flirtete. Mama Ramer kümmerte sich nicht im Mindesten um die Tugend ihrer Tochter. Was sie, in Ehren und Treuen ergraut, versäumt hatte, an der friedlichen Seite ihres Teppichfabrikanten, schien sie der Tochter gönnen zu wollen.

Im Speisesaal klirrte und klapperte es, die Mädchen, schwarz und weiß, schwatzten, lachten. Niemand hörte das Gemurmel unten in der Straße. Dort waren Leute hinzugekommen, die wussten, wer in der obersten Etage des Mietspalastes wohnte, der Bankier Baron Rausch, der baltische Baron. Man hatte an eine Rettungsstation telefoniert, man war nach einem Schutzmann gelaufen, man war über das Gitter des Gärtchens geklettert, man stand und kniete neben der Leiche. Ja, schon war Eduard Rausch Leiche, im gebrochenen Auge schon das Bild Ninas erloschen.

Eine Kokotte kreischte laut, schrie: „Fort, fort! ich kann kein Blut sehen!“ und zerrte ihren Begleiter dennoch näher

und näher an das Schauspiel. Junge Männer, in Abenddress, schwiegen erschrocken, sahen ihr eigenes Ende, bedachten Umfang und Unsicherheit ihrer Spekulationen. Eine Frau weinte, als sei es Gatte oder Sohn, der da liegt. Aber sie war betrunken, konstatierten zwei Chauffeure.

Heimfahrende Eheleute ließen ihr Auto halten, und die Frau schickte den Mann zu erfahren, was los sei. Schon rief man: „Baron Rausch hat sich getötet! erschossen und vom Balkon gestürzt. Der Bankier Baron Rausch.“

Unbekannte fragten sich: warum? Kluge sahen sich bedeutungsvoll an, zuckten die Achseln. Größere Häuser hatten falliert, jetzt, wo die Rentenmark alles über den Haufen warf: Spekulationen, Geschäfte, Abschlüsse, Kredite. Wie viele hatten nicht vor Baron Rausch schon ihren Sturz durch eine kleine Kugel besiegelt? Wie viele nach ihm würden noch so daliegen, Loch und Blut an der Schläfe! Die Weisesten gingen schon wieder weiter. Tägliche Begebenheiten der Zeit! Nichts weiter als eine Notiz in den Zeitungen!

Jetzt kam der Schutzmann. Endlich öffnete die verschlafene Portiersfrau das Portal. Ihr Mann sei zum Skat in Pankow, erzählt sie sofort, der käme nicht vor sechs früh nach Haus; und sie habe große Wäsche hinter sich, da schlafe der Mensch wie ein Klotz. Und dann erhob sie ein gellendes Geschrei, als sie, drei Stufen über der Straße stehend, im Schnee des Gartens, schon zertreten, schmutzig, den Token liegen sah.

Zwei Mann mussten sie hinschleppen, ihn zu rekognoszieren. Sie könne keinen Toten nicht sehen, schrie sie heulend und wimmernd.

„Ach du meine Jüte,“ kreischte sie, schlug die Hände zusammen, beugte sich, plötzlich furchtlos, über die Leiche. „Det is er ja, unser Baron, unser herzensjuter Baron aus der Dritten. Aber hab ick nich immer jesacht: bei die Frau —“

Der Schutzmann war schon unterwegs. Wieder spielte das Orchester in der Diele. Und das Saxophon rief zu Charleston, als man dem Lätenden die Tür öffnete. Die Musiker verstummten, als ein junger bleicher Schutzmann dastand, etwas stammelte, eine zitternde Hand hob.

Eine Tür wurde aufgerissen. Alexander Leu rief:

„Was ist los, Jungens! Weiter mit der Musik, weiter!“

Hinter ihm drängten die jungen Leute dieses Abends. Plötzlich erschrakten sie alle, erstarrten ihre lachenden Gesichter zu Fratzen: sie hatten drüben in der Tür, das schon wieder dunkle Treppenhaus hinter sich, den bleichen Schutzmann entdeckt.

Gloria war es, die sich durch die anderen hindurchstieß, die Spitze ihres weißen Kleides riss, sie stürzte hin zu dem Fremden, sie wollte rufen, flüsterte nur: „Was? was?“

Der Schutzmann, verwirrt, unbeholfen, von Gloria zum Diener starrend, der ihm geöffnet:

„Unten auf der Straße liegt — liegt der Herr Baron ...“

Gloria knickte zusammen, griff nach dem Arm des Schutzmanns, stand schon wieder aufgerichtet, sah sich wild um.

„Oliver,“ rief sie, „die Mutter!“

Dann flog sie die dunkle Treppe hinab.

Im nächsten Augenblick war alles Tumult, Verwirrung, Chaos.

Florence Ramer hatte einen Schrei ausgestoßen, der alle alarmierte. Schon war die helle Diele voll. Die Musikanten hatten sich in die Fensternische gedrückt, unter die Palmen, der Schutzmann stand noch immer da. Auf der Treppe in der Tiefe war ein Murmeln und Schlürfen. Laut gellte ein Schrei, Glorias Stimme:

„Papa!“

Durch die wimmelnden Gäste drängte sich Nina. Oliver hielt sie umfasst. Er flüsterte wild, unbewusst:

„Mama, sei stark, Mama. Ich weiß nicht, was ist. Papa — Papa — Halt dich fest, Mama, sei stark, Mama!“

Aber sie streckte die Arme aus. Sie schien alles zu wissen. Alle schienen alles zu wissen. Das ganze Haus war erfüllt mit Grauen und Gespenst. Schon drückten sich die Diskretesten, suchten nach Pelz und Mantel. Der Minister, gewohnt, Tumulte, Verwirrungen rednerisch zu beherrschen, hielt einen kleinen Speech an die Ratlosen und ersuchte um Ruhe und Gefasstheit.

Nina sah sich um.

„Alexander!“ rief sie schnell.

In dieser furchtbarsten Stunde noch sprach ihr Herz, geweckt von Entsetzen. Sie hörte auf der Treppe furchtbares Geräusch: so trägt man einen Toten herauf ... Sie griff nach Alexander Leus Schulter. Er war zu ihr gestürzt, Demut im Blick, Erbarmen in jedem Tropfen Blut. Ihre Finger bohrten sich in seinen Arm, es schmerzte. Er empfand es süß: dieser Schmerz gab ihr Halt.

Oliver hielt sie umfassen. Aber sie ruhte nicht in seinen Armen. Nur Alexanders Arm half ihr. Oliver dachte — während er doch wusste: sie bringen den Vater tot — dachte nur in Angst und Liebe:

„Oh wie leicht bist du, geliebte Mutter! Bleibe du, nur du, geh nicht fort. Bleibe bei uns auf der harten Erde.“

In der Tür zur Treppe stand plötzlich ein Herr in schwarzem Pelz über Smoking. Es war ein Arzt, der vorübergekommen war. Er trat rasch herein, näherte sich Nina.

„Gnädigste Frau.“

. Sie winkte ab. Mit heller Stimme:

„Ich weiß, ich wei —“

So stand sie, die Augen starr, und wartete. Langsam, qualvoll langsam trugen sie ihn herauf ... Alle standen hinter ihr, stumme heißatmende Gruppe. Drinnen im Musikzimmer hatte Frau Ramer einen Schreikrampf, und Doktor Simon, der ihr hatte beistehen wollen, lief dennoch hinaus. Schreikrämpfe sind billig, aber so eine Sensation da

draußen nur einmalig. Und Fanny Ramer schrie allein, im gespenstisch leeren großen Saal weiter.

Aber nun waren sie in der Tür ...

Der Arzt schob die Riegel zurück, auch der zweite Flügel ging auf. Zwei Männer trugen den Toten ...

Sie blieben stehen, als sie die eleganten, duftenden Menschen erblickten, die entblößten Frauen, sie standen still, und in ihren müden Händen schwankte der Tote, ein armseliges, haltloses dunkles Ding.

Nina löste sich von Oliver und Alexander. Mit geöffneten Armen schob sie die beiden zurück, schob alle Menschen weit hinter sich. Sie winkte Gloria ab, die hinter der Leiche des Vaters stand, tränenlos, ganz weiß im Gesicht, das Kleid zerrissen, vom Schnee beschmutzt, der von dem Toten tropfte.

„Bleibt da!“ sagte Nina mit derselben hellen Stimme von vorhin. „Bleibt alle da. Das geht nur mich an.“

Und in ungeheurer Einsamkeit, zwischen all den Menschen, ging sie langsam, ruhig und starr auf die Leiche ihres Mannes zu ...

Aber es ging auch die Kinder an. Sie verbargen der Mutter den Schmerz um den Vater. Ungesehen irrten sie durch die Säle, die sie wie Gräfte anmuteten. Sie begegneten sich auf Schwellen, mit suchenden Blicken, immer noch ungläubig, und fielen sich um den Hals. So lernte die junge Gloria weinen. Das Kindliche fiel ab von ihr in diesen Wochen, die Schwärze ihres Haares, ihrer Augen vertiefte sich, und die Haut bekam den Schmelz des Mädchens statt des samtigen Schimmers, den sie vordem gehabt. Das Weinen füllte ihre Lippen, und in ihr Gesicht trat jetzt ein leidenschaftlicher Zug, den es nicht mehr verlor.

III

Vier Wochen waren um, und die Fenster der Etage hatten sich nicht mehr strahlend erhellt. Nina Rausch schloss die Salons ab, man beschränkte sich auf das Zimmer des Vaters und die kleine Frühstücksstube zu den Mahlzeiten. Schon waren bis auf die Köchin und einen Diener die Dienstboten entlassen, schon war im Hause die Atmosphäre des Niederganges, des Unterganges. Wenn Nina am Schreibtisch ihres Mannes saß, wehte sie das Grauen der Schande an.

An diesem Abend, genau vier Wochen nach der tragischen Nacht, befahl sie hetzende Unruhe. Sie riss alle Türen auf und wanderte durch die finsternen Räume. Wenn sie hinten im Rokokoboudoir umkehrte, lag am Ende der Flucht das still erhellte Zimmer des Toten, nicht friedlich und freundlich, sondern schauerlich leer und gespenstisch verlassen. Unheimlich glänzten die Spiegel und Bilderleisten im ungewissen Schein, der durch die Fenster drang. Die Straße unten sandte seltene Geräusche herauf.

Hinten im Rahmen des hellen Zimmers stand plötzlich Oliver. Er suchte sie, fand sie nicht in der Dunkelheit, bis sie langsam sich ihm näherte. Sie legten einander den Arm um die Hüften und gingen wie Geschwister in die Finsternis zurück.

„Komm,“ sagte die Mutter, „lass uns gehen. Ich muss mit dir reden, mein Junge. Ich habe allerlei Pläne. Sage: wir sind also ganz und gar ruiniert —“

Es war leicht, im Dunkeln zu sprechen. Sanft sie führend, wie Vater zu Kind, sagte Oliver leise endlich die Wahrheit:

„Ja, Mama, es ist nichts da. Und ich weiß nicht, ob wir mit dem Verkauf hier die Schulden werden decken können.“

Sie war tapfer, er spürte kein Zucken ihres Körpers. Fest lag ihr Arm um ihn geschlungen, fester jetzt hielt sie ihn, als wolle sie den Sohn stützen.